

Das Glück als zentrale Kategorie der Sozialen Arbeit

Winfried Noack

Zusammenfassung

Glück als ein Ziel der Sozialen Arbeit ist eine vergessene Kategorie. Das zeigt eine Übersicht über die Ziele der Sozialen Arbeit. Eine Phänomenologie des Glücks differenziert zwischen folgenden Grundformen: Glück im Haben-Modus kann aktiv oder passiv sein, ebenso ist das Glück im Sein-Modus entweder aktiv oder passiv. Schließlich gibt es die Grundformen des Glücks als das Glück-Schenken oder -Empfangen. Das Problem ist nun, dass viele Menschen das Glück in Glückssurrogaten suchen. Auch ist das Glück der Antinomie von Glück und Scheitern, von Freiheit und Unfreiheit unterworfen. Weil das Glücksstreben des Menschen unsicher ist, besteht eine Aufgabe der Sozialen Arbeit darin, das Glücksziel und den Glücksweg so zu beschreiben, dass jeder seinen individuellen Weg zum Glück gehen kann.

Abstract

Happiness, one goal of Social Work, seems to belong to a forgotten category. This is the outcome of a survey of various goals in Social Work. Phenomenology of happiness distinguishes among the following major types: happiness in the mode of „having“ may be active or passive, happiness in the mode of „being“ may be either active or passive. Finally, there are those major types of „giving happiness“ or „receiving happiness“. The problem is, that many people search for happiness in surrogates. Moreover, happiness is subjected to the antinomy of luck and failure, of freedom and lack of freedom. Because of the uncertainties contained in people's striving towards happiness, Social Work is tasked to clearly describe both the goal as well as the path in such a way which enables everyone to proceed on her/his individual search.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit - Emotion - Individuum - Lebensführung - Zielvorstellung - Handlungskompetenz - Glück

1. Einleitung

Johannes Schilling (1996, S. 268-271) bringt eine Übersicht über die in der Literatur dargestellten Ziele der Sozialen Arbeit. Sie sind entweder vorwiegend subjektorientiert oder vorrangig gesellschaftsorientiert. Auf das Individuum bezogen werden folgende Ziele formuliert:

▲ Der Mensch soll – befreit, mündig und emanzipiert – vor gesellschaftlichen Nöten und Zwängen bewahrt werden. Dies geschieht im sozialen Rechtsstaat, der Selbstbestimmung, Würde und Mündigkeit garantiert (Friedländer; Pfaffenberger 1966, S. 8,9).

▲ Dem Menschen soll geholfen werden, sich als Persönlichkeit zu entfalten, sofern er die Rechte anderer nicht verletzt. Hierfür müssen ihm die Grundrechte zustehen (Lowy 1983, S. 48-57).

▲ Das Hauptziel sozialer Hilfe ist die Sorge um allseitiges körperliches, seelisches und soziales Wohlbefinden. Darüber hinaus wird die Höherbildung des Menschen angestrebt (Schmidt 1981, S. 40).

▲ Der Zweck Sozialer Arbeit ist es, jedem Menschen Humanität und Menschenwürde zukommen zu lassen. Hierfür dienen folgende Ziele und Werte: Solidarität, Subsidiarität, Partizipation, Emanzipation, Bewusstsein, Bewusstheit, seelische und körperliche Gesundheit, Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung, Veränderung, Integration, Chancengleichheit, soziale Gerechtigkeit, Echtheit, Bildung, Wohlbefinden, Zukunft und andere mehr (Engelke 1992, S. 96).

Auf die Gesellschaft bezogen gelten folgende Ziele der Sozialen Arbeit:

▲ Individuen, Gruppen und Gemeinden soll geholfen werden, den höchst möglichen Grad von sozialem, geistigem und leiblichem Wohlbefinden zu erreichen. Hierfür ist es notwendig, die allgemeinen sozialen Bedingungen durch Verbesserung der Gesundheitsfürsorge, Wirtschaft, Arbeit, des Wohnens und so weiter anzuheben (Friedländer; Pfaffenberger 1966, S. 3,7).

▲ Eine gesellschaftliche Strukturveränderung ist die Voraussetzung für die individuelle Gestaltung menschlichen Lebens, aber dafür müssen gesellschaftliche und soziale Defizite beseitigt werden (Erler 1993, S. 31).

▲ Die sozialen Lebensbedingungen der Umwelt müssen so gestaltet werden, dass das Individuum den Ausgleich zwischen eigenen und sozialen Interessen finden kann (Bock 1997, S. 836-839).

Dieser Überblick mag genügen. Offenkundig sind die Ziele der Sozialen Arbeit außerordentlich vielfältig. Das Glück als Ziel der Sozialen Arbeit indes taucht nicht auf, gegebenenfalls ähnliche Begriffe wie Lebensqualität, Wohlbefinden oder Lebenszufriedenheit. Was aber ist Glück?

2. Eine Phänomenologie des Glücks

Die Phänomenologie des Glücks weist nach meiner Konzeption zunächst zwei Grundformen des Glücks auf: Ich habe Glück und ich bin glücklich. Es besteht also in einem Haben-Modus und einem Seins-Modus.

Der Haben-Modus differenziert sich in das Haben, das mir zufällt, dies wäre der passive Haben-Modus, und in das, was ich erstrebe und erwerbe, womit der aktive Haben-Modus beschrieben wird. Er ist gleichzeitig ein äußerer Zustand. Auch der Seins-Modus weist ein Glücklichsein auf, das mir passiv geschenkt wird oder das ich aktiv erstrebe. Der Seins-Modus ist ein innerer Zustand. Hinzu tritt ein weiterer aktiver oder passiver Modus, und zwar der des Schenkens: Ich mache jemanden glücklich oder jemand beschenkt mich. Es lassen sich also sechs Grundformen des Glücks unterscheiden.

2.1 Das Glück als passiver Haben-Modus

Ihn sehen viele Menschen als das Glück an, auf das sie warten: „Ich habe Glück gehabt“. Glück bezeichnet in diesem Zusammenhang einen Zufall, und zwar einen günstigen, der das Leben in eine positive Richtung lenkt und es bereichert. Als Wort ist es in der deutschen Sprache erst recht spät belegt (seit 1160 „gelücke“). Es bezeichnete ursprünglich etwas, das einen guten Ausgang hat oder auch was sich gut trifft (Kluge 1963, S 262). Das Mittelalter als eine Rollen anerkennende Kultur kennt offenkundig nur den passiven Haben-Modus des Glücks. Diesem Modus kommen zwei Momente zu (Hammacher 1973, S. 606 f.): Zum einen wird der günstige Zufall als etwas Positives und Beglückendes gesehen, weil er den Absichten und Plänen und einer Person Wunsch und Willen entspricht. Zum anderen verbinden sich mit diesem günstigen Zufall gleichzeitig Gefühle des Glücklichseins, wobei allerdings das Wissen vorhanden ist, dass es auch wieder verloren gehen kann („Glück und Glas, wie leicht bricht das“). Das Paradox dieser Form des Glücks ist, dass es dem Wunsch und Willen des Menschen entspricht, aber zugleich durch den Willen nicht erlangt werden kann, weil es zufällig passiert. In der Sozialen Arbeit werden wir darum den Menschen sagen, dass sie nicht glücklich werden können, wenn sie auf einen Glückszufall warten, weil dieser sehr selten und oft auch flüchtig ist. Es ist in der Sozialen Arbeit wichtig zu erkennen und zu vermitteln, dass Glück etwas ist, für das jeder selbst verantwortlich ist.

2.2 Das Glück als aktiver Haben-Modus

Diese Form des Glücks folgt dem Sprichwort: „Jeder ist seines Glücks Schmied“. Tatsächlich ist es unsere Alltagserfahrung, dass wir Unglück vermeiden können und dass es möglich ist, Glück zu erwerben und zu pflegen. Es ist auch offenkundig, dass jemand eine Vorstellung von dem haben muss, was Glück ist, wenn er danach strebt. Und da zeigt sich, dass solche Meinungen über das Glück vom Normenwandel der Gesellschaft abhängig sind. So stellte

DZI-Kolumne Zum Glück

Leistungsvereinbarungen formulieren, verhandeln und erfüllen – das gehört in der Sozialen Arbeit und Wohlfahrtspflege heute zum Alltagsgeschäft. Jetzt stellen Sie sich mal folgende Leistungsvereinbarung vor: Träger XY verpflichtet sich, im Projektzeitraum Z mindestens 500 Klientinnen und Klienten glücklich zu machen. Zur anteiligen Finanzierung der damit verbundenen Personal- und Sachkosten erhält der Träger von der Behörde A eine nicht rückzahlbare Zuwendung von 500 000 Euro. – Unmöglich?!

Professor Winfried Noack von der Theologischen Hochschule Friedensau erklärt uns in seinem Beitrag das Glück „als zentrale Kategorie der Sozialen Arbeit“. So verblüffend einfach und zugleich bedeutsam wie dieser Titel liest sich auch der gesamte Text. Virtuos ziseliert Noack aus der Substanz seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen eine Phänomenologie des Glücks heraus und verknüpft diese in ihren jeweiligen Abschnitten mit den konkreten Erwartungen an die praktische Soziale Arbeit.

Die Lektüre dieses Textes (und natürlich auch der übrigen in diesem Heft) möchte ich allen Leserinnen und Lesern sehr ans Herz legen; ganz besonders denen, die gerade als Studierende vor lauter (sicher wichtigen) Gesetzes- und Methodendetails nicht mehr wissen, weshalb sie eigentlich dieses Fach studieren – oder jenen, denen die stete Sorge um die finanzielle Basis ihrer Arbeit mehr und mehr den Glauben an ihre eigentliche „Mission“ vertreibt. Sie werden den Beitrag nicht nur mit fachlichem, sondern sicher auch mit persönlichem Gewinn lesen.

Ein Glück, dass die Soziale Arbeit sich mit solchen Autoren schmücken darf!

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

Elisabeth Noelle-Neumann einen Wertewandel im Jahr 1975 fest (Noelle-Neumann 1997, S. 8). Beispielsweise fanden es 1967 nur 24 Prozent der Frauen richtig, mit einem Mann zusammenzuleben ohne verheiratet zu sein, wenige Jahre später waren es 76 Prozent. Die Glücksmöglichkeit durch die Familienvielfalt veränderte sich offenkundig. Ebenso war Glück durch Lebenssinn in Arbeit und Gemeinschaft für 61 Prozent der Bevölkerung im Jahr 1967 bedeutsam, im Jahr 1995 nur noch für 35 Prozent. Auch die Vorstellung, ob das Glück in Arbeit und Pflichterfüllung liege oder in dem Lebensgenuss während der Freizeit, veränderte sich grundlegend. Beispielsweise sagten 1965 in Westdeutschland 60 Prozent der arbeitenden Menschen, dass sie das Leben als eine Aufgabe sahen, während nur 28 Prozent das Leben genießen wollten. 1996 betrachteten nur noch 43 Prozent das Leben als eine Aufgabe, 36 Prozent hingegen erachteten, vor allem das Leben zu genießen.

Die Glücksmöglichkeiten, die selbst erstrebten werden können, verlagerten sich also eindeutig von pflichtbewusster Lebensführung zum Lebensgenuss. Die Glückssuche ging, zumindest in der Freizeitwelt, von der Pflicht- und Akzeptanzgesellschaft zur Freizeitgesellschaft und zur hedonistischen Gesellschaft über (Noelle-Neumann 1996, S. 15-41, 1997, S. 10-12). Ist dies aber ein richtiger Weg? Ist im Freizeitgenuss jenes Glück zu finden, das die Arbeitswelt nicht mehr bietet? Elisabeth Noelle-Neumann verneint diese Frage. Sie hält den Weg, das Glück durch Genuss und Freizeit zu finden, für falsch. Denn, und hier bezieht sie sich auf den Psychologen Mihaly Csikszentmihalyi (1990), Glücksgefühle entstehen nicht durch das konsequente Vermeiden von Anstrengung und durch einfaches Nichtstun. Nicht Bequemlichkeit macht glücklich, auch nicht das Vermeiden von Anstrengung oder der Genuss von Freizeit. Diese erzeugen lediglich Langeweile, die gleichsam verdünnter Schmerz ist. Glücksgefühle entstehen vielmehr durch die Erfahrung von Wachstum.

Das bedeutet, dass nicht Bequemlichkeit, sondern Anstrengung glücklich macht. Paradoxerweise erleben die Menschen Freude nach vollbrachter schöpferischer Leistung; was man hingegen ohne Anstrengung bekommt, was einem billig geschenkt wird, trägt kaum zum Glück bei. Glück bildet sich vielmehr durch Wachstum, immer Neues zu lernen, durch Offensein für neue Erfahrungen und vor allem die Anstrengung, sich ganzheitlich und allseitig zu bilden. Also: Nicht Passivität ist die Quelle des Glücks, sondern stetige Anstrengung, und diese ist zu 70 Prozent in der Arbeit zu finden und nur zu 30 Prozent in der Freizeit.

So urteilt Noelle-Neumann: Wir brauchen einen neuen Wertewandel mit nun richtig aufgestellten Wegweisern. Allerdings möchte ich die These einschränken. Nach Hegel ist die Arbeitswelt das Reich der Notwendigkeit, die Freizeitwelt hingegen das Reich der Freiheit. Ist die Arbeitswelt geprägt durch die entfremdete Arbeit, so gibt das Reich der Freiheit die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung. Für das Glück in der Sozialen Arbeit bedeutet diese Einsicht zweierlei: Einmal, dass wir Menschen behilflich sind, dass sie ihr Glück in aktiven, möglichst schöpferischen Anstrengungen, also im Handeln suchen. Und zum anderen werden wir betonen, dass die Freizeitwelt eine Chance ist zur ganzheitlichen und allseitigen Bildung und zur Selbstverwirklichung.

2.3 Das Glück als passiver Seins-Modus

Es gibt ein inneres Glück, das nicht unbedingt von äußeren Bedingungen abhängig ist. Nach Erikson wächst das innere Glück durch die Reifung des Menschen (Erikson 1995, S. 241-270). Als Baby erwirbt der Mensch das Urvertrauen, darauf baut sich im Kleinstkindalter die Autonomie auf, im Kleinkindalter die Initiative, im Schulkindalter die Freude an der Leistung und an der Werkvollendung, im Jugendalter die Identitätsfindung, im jungen Erwachsenenalter die Intimität, im Erwachsenenalter die Generativität, das heißt die schöpferische Entfaltung, und im Alter die Ich-Integrität. Alle Lebensphasen müssen die vorigen Erwerbungen integrieren.

Jedem Lebensalter entspricht nun eine andere Form des Glücks. Das Baby sieht sich vertrauenvoll in der mütterlichen Kultur geborgen. Das Kleinstkind ist glücklich, wenn es erste Schritte tun kann, die gelingen, und wenn es in die elterliche Kultur eingebettet ist. Das Kleinkind erlebt Glücksgefühle, wenn es mit Freunden zusammen die weitere Umgebung entdeckt. Auch es lebt noch aus der elterlichen Kultur heraus. Das Schulkind ist glücklich, wenn es in der Schule gut ist, einen Freundeskreis hat, auf den es sich verlassen kann und mit ihm Abenteuer erlebt; seine Kultur ist die Rollen anerkennende Kultur. Jugendliche erleben Glück in der intersubjektiven Begegnung mit den Freunden und Freundinnen, in Gesprächen und gemeinsamen Unternehmungen. Ihr Glück finden sie in der Kultur der Wechselseitigkeit. Junge Erwachsene sind glücklich im intimen Genuss der partnerschaftlichen Zweisamkeit und der ersten Kinder, in der Kultur der Identität und Selbstgestaltung. Erwachsene erleben Glück, wenn sie sich selbst ganzheitlich und allseitig entfalten, wenn sie Werke hervorbringen, die Anerkennung finden. Genauso finden sie ihr Glück in Arbeit, Liebe, Gemeinschaft, Lebensfreude, das heißt in der Kultur der In-

timität und Generativität. Der alte Mensch schließlich ist glücklich, indem er sein Leben zu einer integrativen Einheit bringt und es als einmalig, wertvoll und glücklich erkennt; dies ist eine Kultur der Integrität. Inneres Glück besteht also letztlich darin, in jeder Lebensphase seine Reifungsaufgabe zu erfüllen. Und deshalb ist das Glück als passiver Seins-Modus die Übereinstimmung mit sich selbst. Wenn das Glück das Ziel der Sozialen Arbeit ist, dann müssen wir auf allen Arbeitsfeldern die Differenzierung des inneren Glücks als die Übereinstimmung mit sich selbst für jedes Lebensalter beachten.

2.4 Das Glück als aktiver Seins-Modus

Das Glück als Seins-Modus ist wohl selten ein zufallendes Glück. Wie aber gelingt es, Glück als aktiven Seins-Modus zu finden? Ich denke, dies geschieht durch ganzheitliche und allseitige Entfaltung. Ganzheitlich ist die Entfaltung dann, wenn der Mensch sich leiblich, psychisch, sozial/intersubjektiv, kulturell und sinnhaft so entwickelt, dass er hemmende Faktoren ausschließt und fördernde Faktoren Raum gibt. Allseitige Entwicklung wiederum bedeutet, sich mit allen Erscheinungen der Wirklichkeit auseinander zu setzen, mit Literatur, Musik, Malerei und anderen Künsten, den vielfältigen Geistes- und Naturwissenschaften, Soziologie, Psychologie, Gesellschafts- und Politik, Weltkunde. Dies ist eine lebenslange Aufgabe. Hinzu kommt, dass es nur möglich ist, sich mit wenigen Wissenschaften intensiv zu beschäftigen – dies ist die Tiefendimension der Bildung. Mit der Fülle der Wirklichkeit können wir uns nur orientierend auseinander setzen – dies ist die Breitendimension der Bildung. Solch eine ganzheitliche und allseitige Bildung bereichert den Menschen im Sinne einer Selbstverwirklichung. Das Selbst (Jung 1951) wird ja durch Aufnahme und Integration der Informationen ausgeweitet, die von außen kommen, verarbeitet werden, wodurch erweiterte Bewusstseinszustände entstehen. So ist es ein Ziel der beratenden Sozialen Arbeit, Menschen zur ganzheitlichen und allseitigen Selbstverwirklichung zu inspirieren, damit sie ihr Lebensglück finden.

2.5 Das Glück als aktiver oder passiver Modus, als Glück des Beschenktwerdens und des Schenkens

Schenken ist eine exzentrische Handlung, ein Tun nicht für mich, sondern für den anderen und dessen Interessen. Darum ist sie eng verknüpft mit dem Helfen (Noack 2001a). Nach Heidegger (1993) wird der Mensch ins Dasein geworfen, denn er wurde nicht gefragt, ob er sein wollte oder nicht. Und geworfen wird er auch insofern, als er Ort und Zeit, gesellschaftliche Schicht, Armut und Reichtum, Gesund-

heit und Behinderung nicht wählen kann, sondern er wird zufällig und willkürlich hineingeboren. Zudem wird er als Baby geboren, klein, hilflos und auf Sorge und Für-Sorge angewiesen. Die Eltern antworten in der Regel darauf, sorgen für das neugeborene Kind, be-sorgen und um-sorgen es (Noack 2001b). Aber immer trägt der Mensch das Wissen um seine Zufälligkeit und Zeitlichkeit mit sich. Denn die Sorge, die er in seiner Kindheit als Fürsorge erfährt, erwächst aus dem Wissen um die Zeitlichkeit. Der Mensch weiß um Zeit und Zukunft. Er vermag, in die Zukunft zu laufen, sich vorweg zu sein in der Zukunft. Aber das Ende der Zeit in der Zukunft ist der Tod. Darum ist das Sein des Menschen ein Sein zum Tode und seine Befindlichkeit ist eine Befindlichkeit in der Sorge.

Nun ist jedes Dasein zugleich Mit-Sein. Daraus entspringt, dass die Sorge als schenkende Für-Sorge dem Mitmenschen zugewandt wird. Hieraus erwächst eine exzentrische Struktur von Helfen und Schenken. Weil also helfendes Schenken in der Struktur des Menschseins als Mit-Sein liegt, empfindet der Mensch, indem er seine Bestimmung erfüllt, ein Bewusstsein von Glück, wenn er schenkt. Die Antwort auf das Schenken ist die Dankbarkeit. Auch sie ist ein Schlüssel zum Glück. Denn nach Robert L. Emmons und Charles M. Shelton wirkt sich Dankbarkeit zunächst auf den Einzelnen aus durch vermehrte Zufriedenheit und Gefühle von Glücklichsein, was eine Schutzwirkung hat gegenüber Triebfedern wie Neid, Ärger, Vergeltungsabsichten und Depression. Dankbarkeit stärkt weiterhin Freundschaften, die wiederum das Seelenleben stabilisieren. Und schließlich ist sie ein wichtiges Band für die ganze Gesellschaft (Emmons; Shelton 2002). So ist das Glück, das geschenkt und empfangen wird, ein reziprokes, intersubjektives, gemeinsames, ein doppeltes Glück. Für die Soziale Arbeit bedeutet dies, dass wir in unseren jeweiligen Arbeitsgebieten die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, anregen, Gutes zu tun. Hierdurch wird das Glück des gegenseitigen Schenkens und das Glück, Dankbarkeit zu empfangen, gestärkt.

2.6 Die Glückssurrogate im Haben-Modus

Alle Glückssurrogate liegen im Haben-Modus. Die Grundkategorie des Habens ist das Konsumieren in der Erwerbsgesellschaft. Die falsche Existenzformel heißt: Ich bin, was ich habe und konsumiere (Fromm 1976, S. 35 f., 80). Im Haben-Modus definiert der Mensch das „Ich bin“ durch das „Ich bin ich, weil ich X habe“. X sind dabei alle Objekte und Personen, zu denen ich im Habenverhältnis stehe und die ich mittels meiner Macht zu beherrschen und mir

dauerhaft anzueignen vermag. Dies ist keine lebendige Beziehung. „Es und Ich sind Dinge geworden, und ich habe es, weil ich die Möglichkeit habe, es mir anzueignen. Aber es besteht auch die umgekehrte Beziehung: es hat mich, da mein Identitätsgefühl ... davon abhängt, es (und so viele Dinge wie möglich) zu haben. Der Haben-Modus wird nicht durch einen lebendigen, produktiven Prozess zwischen Subjekt und Objekt hergestellt; er macht Subjekt und Objekt zu Dingen. Die Beziehung ist tot, nicht lebendig“ (ebd., S. 80). Das Problem des Daseins als Aneignung ist, dass es zur Gewalt neigt, und zwar sowohl gegen die Mitmenschen, deren Willen gebrochen wird, und deren Arbeit, Sexualität, Lebensweise ausgebaut werden, und auch gegen die Natur, die nicht gepflegt, sondern bloß benutzt wird, und gegen Dinge, die zerstört werden. Im Übrigen setzt man heute in das X ein: die Süchte wie Alkohol, Tabak, Glücksspiele, die Fixierung auf Medien, Konsum, Konkurrenz um bessere Positionen, die Kapitalakkumulation auf der Seite der Unternehmer mit der Folge der zunehmenden Verarmung der arbeitenden Klassen, den Neid durch Vergleich mit anderen und anderes. Natürlich gibt es auch einen gesunden Haben-Modus, und zwar Besitz zu haben, um leben zu können und mit dem Überfluss Bedürftigen helfen zu können.

In der Sozialen Arbeit werden wir darum uns anvertraute Menschen davor warnen, im entfremdeten Haben-Modus zu leben, und sie befähigen zu teilen und zu geben, aber auch bereit zu sein, von anderen beschenkt zu werden, das heißt einen sozialen Charakter zu entwickeln. Ich möchte noch einmal betonen: Die Seinsformel heißt: Ich bin, weil ich bin. Die Habenformel sagt: Ich bin, was ich habe. Ich bin, was ich leiste. Ich bin, wie ich aussehe. Es ist darum wichtig, Menschen zum seinsmäßigen Glück zu führen. Dies besteht darin (Spaemann 1998), dass das eigene Leben gelingt (dass wir tun, was wir im Grunde eigentlich wollen), ohne andere dabei zu verletzen, und dass der Mensch die Wirklichkeit wahrnimmt, wie sie wirklich ist, und er tut, was er tun soll (nämlich die Pflichten sich und anderen gegenüber erfüllen).

3. Glück als ein Ziel Sozialer Arbeit

Wenn Jochen Riemer (1991) meint, die Suche nach Glück sei eine Bildungsaufgabe, die rehabilitiert werden müsse, da sie eine verschwundene pädagogische Kategorie sei, dann gilt dies auch für die Soziale Arbeit. In jeder Form Sozialer Arbeit müssen wir ja die Menschenwürde in den Mittelpunkt stellen. Mit ihr ist das Recht des Menschen auf Glück verbunden. Das haben die Väter der amerikanischen Verfassung deutlich gesehen, als sie 1776 als ein

Grundrecht das Recht auf Streben nach Glück aufnahmen, woraus sich das Recht auf Glück ergibt. Wenn Glück als passiver Seins-Modus die Übereinstimmung mit sich selbst ist (Identität), dann erwächst es aus der Unersetzbarkeit und Unwiederholbarkeit der menschlichen individuellen Existenz. Weiterhin besteht die Identität darin, dass sie sich selbst bestimmt, aber sich zugleich sozialen Ordnungen fügt. Auch gehört zum Menschen die Fähigkeit, sich ein Bild von der Weltwirklichkeit zu machen, wozu auch die transzendenten Orientierung gehört. Und schließlich ist er ein Wesen, das selbstbezüglich über sein Tun nachdenkt. Aus diesem Seins-Modus des Glücks, der Glücksfähigkeit, erwächst die Pflicht, glücklich zu sein (Martin 1970).

Wenn es ein Recht auf Glück gibt, wenn der Mensch glücksfähig ist und wenn es eine Pflicht zum Glücklichsein gibt, dann besteht auch ein Auftrag für die Soziale Arbeit, den Menschen, mit denen sie es zu tun hat, Wege zum Glück zu zeigen. Wenn Glück ein wichtiges Ziel der Sozialen Arbeit ist, dann können wir erleben, wie Menschen, die uns anvertraut sind, lebensbejahend werden und nach einem verantwortlichen Leben streben, um gesund zu sein. Sie gelangen zu ihrer Identität und Autonomie; sie entwickeln sozialintegratives Verhalten, nehmen Anerkennung an und geben sie an andere weiter; sie sind zufrieden mit dem, was sie sind und was sie haben, und sie vergleichen sich nicht mit den anderen.

4. Antinomien des Glücklichseins

Das Lebensganze als gelungen zu bezeichnen, ist genauso richtig, wie es als gescheitert anzusehen. Beides ist wahr: das glückliche Leben wie das Leben im Scheitern. Dies ist eine unauflösliche Antinomie. Und beides gehört zur Ganzheit der Wirklichkeit (Spaemann 1998, S. 85-95). Was wir als Streben nach Glück in uns tragen, lässt sich unter den Bedingungen der Welt nicht verwirklichen. Denn Glücklichsein bleibt partiell, inhaltlich und zeitlich begrenzt, eingeschränkt durch das Wissen unseres Seins als ein Sein zum Tode, verbunden mit Angst und Sorge. Auch wird das Glück begrenzt durch soziale Verhältnisse, die das Glück einschränken können. Aber dürfen wir das Leben nur unter dem Gesichtspunkt des äußeren Gelingens betrachten? Das Glück als ein Seins-Modus ist ja vorwiegend innerlich und weitgehend unabhängig von äußeren Bedingungen. Aber auch das Glück als Seins-Modus bleibt eingeschränkt, und zwar durch die Begrenzung unserer Freiheit, das heißt die Antinomie Freiheit/Unfreiheit. Wir sind frei und unfrei zugleich. In der Freiheit ist es möglich, nach Glück zu streben, die Unfreiheit hingegen macht es unmöglich. So bleibt das Glück vorläufig.

Eine zweite Antinomie ergibt sich daraus, dass das Sein des Menschen ein Sein zum Tode ist und dass er deshalb von seiner Zeitlichkeit weiß. Er kann sich vorweg sein in die Zukunft. Er läuft in die Zukunft und kann sich in diese Zukunft hinein entwerfen, und zwar zu einem glücklichen Leben. Und weil er vom Tod weiß, kennt er das Ende seiner Zukunft und hat sein Lebensganzes vor sich. Und dieses Lebensganze sieht er in einer gegensätzlichen Seinsgesetzlichkeit unter der Bedingung des Glücks wie unter dem Zeichen des Scheiterns. In der Sozialen Arbeit werden wir den Menschen darum sagen, dass das Streben nach Glück möglich ist und dass auch das Lebensganze glücklich sein kann, dass es aber immer durch die Bedingungen der Welt und die eingeschränkte Freiheit des Menschen gefährdet bleibt. Glück ist eine immer wieder neu gestellte Lebensaufgabe.

5. Das Handlungsmodell: Glücklichsein lehren

Wer nach Glück strebt, muss zwischen dem Glücksziel und dem Glücksweg unterscheiden (Riemen 1991, S.154-157). Das Glücksziel darf meines Erachtens nicht zu hoch gesteckt sein, damit es erreichbar ist. Des Weiteren ist es rein individuell, jeder muss es für sich selbst finden. Auch muss es variabel bleiben, weil die Einschätzung künftigen Glücks sehr ungenau ist (Loewenstein; Schkade 1999). Einerseits ist nur der glücklich, der sein Glücksziel genau kennt, andererseits ist sein Urteil über Zukünftiges unsicher, weil sich die Vorstellungen vom Glück im Laufe des Lebens ändern und weil es von Gefühlen und Stimmungen und der Unvorhersehbarkeit der Zukunft bestimmt ist. Und schließlich sollte das Glücksziel, weil es ja Glück erreichen will, freudvoll, angenehm, genussvoll, vielleicht sogar süß und voller Liebe (wenn es zwischenmenschliches Glück ist) sein.

Der Glücksweg hingegen setzt das Wissen vom Glücksziel und die Fähigkeit, den Weg zum Glück gehen zu können, voraus. Wie das Glücksziel so ist auch der Glücksweg nicht vorschreibbar. Zwar bieten sich „zahlreiche Hohepriester des rechten Lebens“ (Feyerabend 1986, S. 237) an, um als Experten und Spezialisten den rechten Weg zum Glück zu weisen, aber sie können ihre Versprechen nicht halten. Jeder muss seinen eigenen Weg zum individuellen Glück gehen.

Wenn wir Menschen in der Sozialen Arbeit zum glücklichen Leben befähigen wollen, ist es zunächst wichtig, sie von falschen Glücksvorstellungen zu befreien. Der Mensch lebt ja zunächst in einer repressiven Kultur, in der ihm suggeriert wird, Glück bestehe im Besitz von Geld und Konsumgütern, in Vergnügungsreisen, im Konsumrausch, im Genuss

vielfältiger Rauschmittel oder im Gebrauch der Sex-industrie. Zunächst gilt es darum, den Menschen zu zeigen, dass die Glückssurrogate im Haben-Modus kein Glück schenken können. Wollen wir hingegen den richtigen Weg zum Glück zeigen, dann taucht in der handelnden Vermittlung vom Glücksweg eine grundlegende Schwierigkeit auf: Wir können nicht sagen, was das Glück des einzelnen Menschen ist. Wir können ihm nur dabei behilflich sein, dass er es selber findet. Aber darin dürfen wir nicht nachlassen. Denn die Konsumgesellschaft lockt den Menschen ständig zu den Glückssurrogaten hin, wodurch er des wirklichen Glücks verlustig geht.

Allerdings können wir einen Glückshorizont errichten: Glück im Haben-Modus ist, passiv offen zu sein für Glücksmöglichkeiten die auf den Menschen zu kommen, aber auch aktiv Glück zu finden in der Arbeit, in der Familie, Verwandtschaft und Freundschaft, in Gemeinschaftsaufgaben und im Lebens- und Weltgenuss. Im Seins-Modus kann das Glück passiv gefunden werden im Glück des Lebensalters durch Reifung, aktiv hingegen in der allseitigen und ganzheitlichen Entfaltung. Und glücklich werden kann jeder auch durch anderen geschenktes oder von anderen geschenkt erhaltenes Glück. Ziel und Weg allerdings muss jeder für sich selbst finden. Der Lohn eines glücklichen Lebens aber ist groß: Lebensbejahung, Gesundheitsverantwortung, Identität, Autonomie, Sozialverhalten, Anerkennung und Zufriedenheit, Lebens- und Weltgenuss.

Literatur

- Bock, Th.: Sozialarbeit/Sozialpädagogik. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt am Main 1997, S. 836-839
- Csikszentmihalyi, M.: Flow. The Psychology of Optimal Experience. New York 1990
- Emmons, R.A.; Shelton, Ch.M.: Gratitude and the science of positive psychology. In: Snyder, C.R.; Lopez, Sh.J. (Hrsg.): Handbook of positive psychology. New York 2002
- Engelke, E.: Soziale Arbeit als Wissenschaft. Freiburg im Breisgau 1992
- Erikson, E.H.: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart 1995
- Erler, M.: Soziale Arbeit. Weinheim 1993
- Feyerabend, P.: Demokratie, Elitarismus und wissenschaftliche Methode. In: Feyerabend P.; Thomas, Chr. (Hrsg.): Nutznießer und Betroffene von Wissenschaften. Zürich 1986, S. 219-241
- Friedländer, W.; Pfaffenberger, H.: Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit. Neuwied 1966
- Fromm, E.: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. Stuttgart 1976
- Hammacher, K.: Glück. In: Krings, H.; Baumgartner, H.M.; Wild, Chr. (Hrsg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe. München 1973, Band 3, S. 606-614
- Heidegger, M.: Sein und Zeit. Tübingen 1993
- Jung, C.G.: Aion. Untersuchungen zur Symbolgeschichte. Leinen 1951

Kluge, F.: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache. Berlin 1963

Loewenstein, G.: Schkade, D.: Wouldn't be nice? Predicting future feelings. In: Kahneman, D. u.a. (Hrsg.): The foundations of hedonic psychology. New York 1999

Lowy, L.: Sozialarbeit/Sozialpädagogik als Wissenschaft im anglo-amerikanischen und deutschsprachigen Raum. Freiburg im Breisgau 1983

Martin, G.M.: „Wir wollen hier auf Erden schon...“ Das Recht auf Glück. Stuttgart 1970

Noack, W.: Sozialpädagogik. Ein Lehrbuch. Freiburg im Breisgau 2001a

Noack, W.: Anthropologische Grundlagen der sozialpädagogischen Kindersozialarbeit. In: Soziale Arbeit 4/2001b, S.122-127

Noelle-Neumann, E.: Stationen der Glücksforschung. Ein autobiographischer Beitrag. In: Bellebaum, A.; Muth, L. (Hrsg.): Leseglück. Eine vergessene Erfahrung? Opladen 1996, S. 15, 41

Noelle-Neumann, E.: Wertewandel in der öffentlichen Meinung. In: Lübbe, H.; Noelle-Neumann, E.; Repnik, H.-P. (Hrsg.): Werte im pluralistischen Staat. St. Augustin 1997, S. 7-16

Riemen, J.: Die Suche nach dem Glück als Bildungsaufgabe. Zur Rehabilitierung einer verschwundenen pädagogischen Kategorie. Mit einer Auswahlbibliographie „Glück“, „Glückseligkeit“. Essen 1991

Schilling, J.: Soziale Arbeit. Entwicklungslinien der Sozialpädagogik/Sozialarbeit. Neuwied 1996

Schmidt, H.-L.: Theorien der Sozialpädagogik. Rheinstetten 1981

Spaemann, R.: Glück und Wohlwollen. Versuch über Ethik. Stuttgart 1998

Coaching

Methode der Sozialen Arbeit oder eigenständige Profession?

Bernd R. Birgmeier

Zusammenfassung

In Fachkreisen wird Coaching sowohl als Methode als auch als eigene Profession diskutiert. Der vorliegende Beitrag geht auf beide Versionen ein und versucht eine Abgrenzung zwischen ihnen. Fasste man Coaching als Methode auf, dann würde es auch anderen Professionen, selbstverständlich auch der Sozialen Arbeit, zur Verfügung stehen. Demgegenüber hätte es als eigenständige Profession eine relative Autonomie im Dienstleistungssektor. Um eine autonome Profession zu werden, müsste Coaching zentrale Kriterien erfüllen, die der Professionalisierungsprozess unbedingt einfordert. Eine Analyse des derzeitigen Diskussionsstandes ergibt den Befund, dass die weit verbreitete Annahme einer „vertieften“ Professionalisierung von Coaching (noch) nicht zutrifft. Vielmehr ist Coaching erst am Beginn eines langen Weges, eine eigene Profession zu werden.

Abstract:

Experts are discussing coaching both as method as well as autonomous profession. The article tries to differentiate and define both versions. It's quite possible that coaching can be interpreted and used as a method; therefore it could be applied in other professions like social work, therapy or supervision. In contrast to this, coaching as a profession could have an independent ranking among other professions in service industries. However, to become such an own profession, coaching would have to fulfil several elementary criteria in the process.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit - Methode - Professionalisierung - Berufsbild - Supervision - Therapie - Coaching

Exkursion in den Begriffsdschungel: eine Einführung

Wer heute von Coaching spricht, kann nicht erwarten, dass ein Gegenüber exakt dasselbe darunter versteht. Nach einer inzwischen mehr als 20-jährigen Erfolgsgeschichte dieses Begriffs im deutschsprachigen Raum hat Coaching mittlerweile ein Stadium erreicht, das ohne Zweifel als „populistische Phase“ (Böning; Fritschle 2005, S. 30) bezeichnet werden kann. Ursprünglich als ein entwicklungsorientiertes Führen durch Vorgesetzte und als eine karrierebezogene Einzelbetreuung von Top-Managern und Führungskräften konturiert, kann heute beinahe jede x-beliebige Tätigkeit Coaching genannt